Auch der **Zorn** muss ausgelebt werden

Vom NS-Opfer zur engagierten Streiterin für eine menschlichere Psychiatrie – ***ein Interview mit Dorothea Buck*** 60 Jahre nach den Euthanasieaktionen

Frau Buck, Sie haben als Psychose-Erfahrene die NS-Zeit und die NS-Psychiatrie erlebt. Mehr noch, Sie mussten erleben, dass selbst in den 70-ern noch unmenschliche Zustände in der Psychiatrie herrschten. Wie kam es dazu, dass Sie mit Ihren Erfahrungen an die Öffentlichkeit gegangen sind, gab es da eine Schlüsselerfahrung?

Buck: Es gab da zwei Schlüsselerlebnisse. Eines war der Zeitartikel vom 20.4. 1979, der die Missstände in Alsterdorf und in der deutschen Psychiatrie insgesamt anprangerte (vgl. den Beitrag »60 Jahre nach der Euthanasie« in diesem Heft, Seite 33). Das zweite oder eigentlich das erste Schlüsselerlebnis war der Prozess gegen Eichmann 1961 in Jerusalem. Im Rahmen dieses Prozesses, über den im Rundfunk ausführlich berichtet wurde, kamen überhaupt zum ersten Mal die ermordeten Anstaltspatienten vor, auch wenn eine viel zu niedrige Zahl von 60000 Ermordeten genannt wurde. Aber das wusste ich da noch nicht. Ich hatte davon noch kaum etwas gehört, denn während und auch nach dem Krieg wurden die Patientenmorde total verschwiegen. Ich ging während des Prozesses hier in Hamburg in fünf verschiedene Buchhandlungen und wollte Literatur zur Euthanasie haben, doch es gab einfach nichts. In der fünften Buchhandlung wies man mich auf Alexander Mitscherlichs und Fred Mielkes Bericht »Medizin ohne Menschlichkeit« hin, in dem ganze 27 Seiten von der Euthanasie handelten. 1948 war Alice Platen-Hallermunds Buch die »Tötung Geisteskranker in Deutschland« erschienen, sie hatte Mitscherlich bei den Ärzteprozessen begleitet. Da dieses Buch längst vergriffen war, lieh ich es mir von einer Seelsorgerin aus Süddeutschland. Weil es damals für uns Normal-Sterbliche noch keine Kopiermöglichkeiten gab, habe ich das halbe Buch abgetippt. Im Rahmen meiner Recherchen bin ich auch ins Pressearchiv gegangen und habe viele Unterlagen abgeschrieben.

Dann waren 1967 die Ärzte-Prozesse in Frankfurt. Die Ärzte, die damals in den Tötungsanstalten den Gashahn aufgedreht hatten, wurden doch tatsächlich freigesprochen, weil ihnen ein Unrechtsbewusstsein nicht einwandfrei nachzuweisen war. Das fand ich unglaublich! Es hat mich zutiefst erschüttert, dass es so gar kein Schuldgefühl für das Unrecht dieser Patientenmorde gab. Ich sagte mir dann, dass ich jetzt, wo es an der einfachsten Menschlichkeit fehlt und wo Psychiatrie-Patienten immer noch so schrecklich behandelt wurden, keine Kunst mehr machen kann. Statt mit meiner Bildhauerei weiterzumachen, drängte es mich immer wieder an die Schreibmaschine, und so habe ich dann das recherchierte Euthanasiematerial in einem zweiteiligen Euthanasie-Spiel verarbeitet. Es war ein Satyrspiel nach griechischem Vorbild und hieß »Im Panoptikum der verdrängten, unbewältigten Vergangenheit«.

In Frankfurt war damals auch ein großer Euthanasieprozess jahrelang vorbereitet worden. Nachdem sich jedoch einige der Hauptangeklagten umgebracht hatten, fand der Prozess in Frankfurt nicht statt. Ich sagte mir, wenn es nun schon keinen Prozess gibt, will ich wenigstens dieses Bühnenspiel schreiben.

»Ich hämmerte einfach meinen ganzen Zorn in die Tasten «

Dieses Satyrspiel wurde erst 2000 in Achim Tischers Dokumentation »Brauchen wir ein Mahnmal« zu den Patientenmorden in Bremen veröffentlicht, stattdessen ist 1990 ihr Buch »Auf der Spur des Morgensterns« erschienen. Was ist da passiert?

Buck: Das Euthanasie-Spiel hatte ich 1968 abgeschlossen. Da hatte ich eigentlich auch schon angefangen, über meine Psychose-Erfahrungen zu schreiben, doch dabei überwältigte mich der Zorn über diese völlig gesprächslose Psychiatrie, die ich erlebt habe, so sehr, dass ich erst einmal damit aufhören musste. Stattdessen nahm ich mir vor, etwas zum Verständnis der Psychose zu schreiben. Nach der Lektüre von sehr viel Psychiatrie-Literatur verfasste ich ein Manuskript, das ich zusammen mit dem Satyrspiel an Hans Krieger schickte. Er war mir bekannt, weil er in der »Zeit« über Jan Foudraine, Kingsley Hall, Mary Barnes und Ronald Laing geschrieben hatte. Hans Krieger schrieb mir, dass schon sehr viele Journalisten sehr Psychiatriekritisches geschrieben hätten, aber keine Menschen, die selbst eine Psychose erlebt hätten. Er meinte, dass ich meine Erfahrungen, die ich in dem Manuskript nur als Beispiel angeführt hatte, um entweder die Psychiatrietexte zu bestätigen oder zu widerlegen, zur Hauptsubstanz eines Buches machen sollte. Zunächst war mir das zu persönlich und so ließ ich das Buchprojekt wieder ruhen.

Später fand ich aber, dass ich es doch schreiben sollte. 1976 fing ich damit an. Seit 1969 war ich ja Lehrerin für Kunst und Werken, und weil mein Dienst erst um halb 12 begann, konnte ich morgens schreiben. Das Schreiben war ein langer Prozess. Manchmal saß ich an der Schreibmaschine und tippte und hämmerte einfach meinen ganzen Zorn in die Tasten hinein. Nachher konnte ich nichts davon lesen. Ich hatte säckeweise unbrauchbares Papier, das ich vernichten musste! Aber das war gut für mein Buch. Mir ist nachher oft gesagt worden, dass es nicht sehr zornig sei, aber es ist nur nie richtig auf dem Papier erschienen. Das Hämmern, das war meine Therapie, meinen Zorn zu überwinden. Es dauerte deshalb lange, bis das Buch 1990 unter dem Pseudonym Sophie Zerchin – das ist ein Anagramm von Schizophrenie – im List-Verlag erscheinen konnte. Hans Krieger war mein Herausgeber und Lektor.

Nach dem Erscheinen Ihres Buches begann dann ja auch Ihre Zusammenarbeit mit Thomas Bock, mit dem Sie die Psychose-Seminare und den Trialog entwickelt haben, bei dem sich Psychose-Patienten, ihre Angehörigen und ihre Therapeuten an einen Tisch setzen und zusammen ins Gespräch kommen. War das eine Folge Ihres Buches oder wie ist das gekommen?

Buck: Das hatte mit dem Buch nichts zu tun, das passierte unabhängig davon. Dazu muss man wissen, dass Prof. Klaus Dörner ab Januar 1984 an den Bundespräsidenten, den Bundeskanzler, die Fraktionsvorsitzenden, die Wohlfahrtsverbände, die Kirchenleitungen und andere geschrieben und ihnen dargestellt hatte, dass die Voraussetzung zu einer Psychiatriereform, die Mitte der 70-er Jahre mit der Psychiatrie-Enquête eingeleitet worden war, die Rehabilitierung der vergessenen NS-Opfer sei. Daraufhin fand am 24. Juni 1987 eine Anhörung der Zwangssterilisierten und der Überlebenden der Euthanasie vor dem Innenausschuss des Bundestages statt. Wir hatten uns erst im Februar zuvor im »Bund der Euthanasiegeschädigten und Zwangssterilisierten« zusammengeschlossen. Ich verteilte bei dieser Anhörung ein Papier, in dem ich die völlig gesprächslose Psychiatrie als Voraussetzung der Ausrottungsmaßnahmen darstellte. Ohne ein Gespräch konnten die Psychiater uns ja nicht kennen lernen. Die Behindertenbeauftragte, Frau Vogel, schlug mir darauf hin vor, für das Bundesgesundheitsministerium meine Vorstellung einer verständigeren Psychiatrie aufzuschreiben. Fast ein Jahr lang arbeitete ich an einem »Antrag auf einen Arbeitskreis für mehr Mitbestimmung Betroffener in der Psychiatrie«. Der Arbeitskreis sollte sich aus Psychiatern, Psychologen, Vertretern der Pfleger und Schwestern, je einem theologischen Leiter einer katholischen und evangelischen Anstalt, einem Vertreter des »Dachverbandes psychosozialer Hilfsvereinigungen« (jetzt »Dachverband Gemeindepsychiatrie«; Anmerk. der Redaktion), Vertretern der Angehörigen und der Betroffenen zusammensetzen, insgesamt etwa 30 Leute. Ich schlug vor, uns einmal im Monat im Bundesgesundheitsministerium zu treffen, um ein Papier für die Anstaltsverantwortlichen aller Bundesländer zu erarbeiten. Von einem Mitarbeiter, der damaligen Gesundheitsministerin, Frau Süßmuth, bekam ich jedoch eine Absage. Stattdessen schlug er mir vor, das vor Ort zu machen. Klaus Dörner empfahl dann Thomas Bock, der in Hamburg damals ein Psychose-Seminar für Studierende und Berufstätige anbot, mich einzuladen.

Bei diesem Seminar wurden Interviews mit Psychologen der verschiedenen Richtungen an die Studierenden vergeben, und ich schlug vor, auch mit mir ein solches Interview zu machen. Die Teilnehmer fanden es dann so spannend, eine echte Schizophrene unter sich zu haben, dass die Seminare seit dem Wintersemester 1989/90 schließlich ganz regelmäßig um Angehörige und Betroffene erweitert wurden.

Nun sind Sie ja nicht nur selbst Interviewte und »Forschungsgegenstand« gewesen, sondern Sie haben selbst ein Forschungsprojekt ins Leben gerufen. Was verbirgt sich dahinter?

Buck: Seit 1992 gibt es ja unseren Bundesverband Psychiatrie-Erfahrener. Bei dem Jahrestreffen 1997 stellte ein Psychologe ein Forschungsprojekt der Psychiatrie vor. Da kam mir spontan der Gedanke, wenn die ein Forschungsprojekt haben, dann sollten wir auch eines haben. Ich bin dann nach vorne gegangen und habe das vorgeschlagen. Ich nannte das Projekt »Psychose-Erfahrene erforschen sich selbst«. Da wir auch psychose-erfahrene Diplompsychologen in unserem Bundesverband haben, formulierten zwei Psychologen 35 Fragen zu 4 Bereichen, die wir im Rundbrief unseres Bundesverbandes veröffentlichten, mit der Bitte uns zu antworten. Insgesamt haben über 50 Betroffene die Fragen beantwortet, 44 kamen rechtzeitig. Aber leider sind bis heute nicht alle Fragebögen ausgewertet. Beim letzten Jahrestreffen hat sich nun Joachim Schultz mit einer Gruppe zusammengetan, um den Rest auszuwerten, das Ergebnis wird dann im Paranus-Verlag publiziert werden.

»Wer geheilt werden will, der muss Alternativen zur herkömmlichen Psychiatrie finden«

Frau Buck, Sie sind sicherlich die Frau in Deutschland, die in den letzten Jahrzehnten die meisten Kontakte zu Psychose-Erfahrenen hatte und hat. Woran leiden Psychose-Kranke in unserer heutigen Psychiatrielandschaft am meisten?

Buck: Es sind die nicht genügend mit den Patienten abgesprochenen Medikamente, die viele leiden machen. Immer noch wird in den Psychiatrien viel zu hoch dosiert, um Ruhe zu haben. Und nach der Entlassung setzt der ambulante Psychiater oft die Dosis um die Hälfte herunter und das ist auch nicht so günstig. Manche, wie Tanja Afflerbach (s. Umschau 4/2004), haben schreckliche Schmerzzustände, andere bekommen diese schlimmen, ausladenden, veitstanzähnlichen Dyskinesien. Die neuen atypischen Neuroleptika haben zwar bewegungsmäßig weniger Nebenwirkungen, aber da gibt es eben die starken Gewichtszunahmen. Natürlich ist es auch für die Psychiater sehr schwierig, für jeden das individuell richtige Medikament herauszufinden. Besser wäre natürlich, wenn man dazu kommen würde, mehr durch Gespräche zu behandeln als nur durch Medikamente. Medikamente können nur Symptome verdrängen. Wer geheilt werden will, der muss Alternativen zur herkömmlichen Psychiatrie finden.

Wie könnte denn so eine Alternative aussehen? Wenn wir noch einen kleinen Ausblick in die Zukunft machen, was wünschen Sie einem Menschen, der heute zum ersten Mal mit einer Psychose konfrontiert ist und wie sollte Ihrer Meinung nach eine optimale Behandlung aussehen?

Buck: Ich wünsche mir, dass alle in den Genuss des Soteria-Modells kämen. In Gütersloh haben die Oberärzte Theiß Urban und Iris Jiko mit ihrem Team ja jahrelang sehr engagiert, erfolgreich und ohne Mehrkosten Soteriaelemente eingesetzt. Soteria ist ja ein für schizophrene Ersterkrankungen gedachter Behandlungsansatz, der von Loren Mosher entwickelt wurde. Luc Ciompi hat das Modell dann in Bern weiter entwickelt. Die wichtigsten Soteriaelemente sind Gespräche, so wenig Medikamente wie möglich (Mosher kam ganz ohne aus), das weiche Zimmer und kein Krankenhausmilieu. In Gütersloh hatten sie das Arztzimmer in eine Wohnküche umgebaut, in dem sich Mitarbeiter und Patienten trafen. Die Patientenzimmer waren ganz individuell eingerichtet, mit eigenen Bildern, Kissen und Decken. Ich erlebte, wie eine entlassene Patientin nach langer Zeit zu Besuch kam, und wie sich Mitarbeiter und Patienten freudig in die Arme fielen. Es war eine ausgesprochen gute Atmosphäre dort. Und ich denke, jede Akutstation wäre in der Lage, diese wesentlichsten Soteriaelemente einzubauen. Dann gibt es auch mehr Heilungen und nicht nur Symptomverdrängungen. Dann wünsche ich mir natürlich vor allem eine Finanzierung unserer Selbsthilfeprojekte, von denen wir ja inzwischen eine ganze Reihe haben: das »Weglaufhaus« und den Verein »Für alle Fälle« in Berlin, die »Offene Herberge« in Stuttgart. Und noch mehr Psychose-Seminare und mehr Helfer wie Thomas Bock. Er ist ja ganz auf unserer Linie, unser bester Sympathisant oder Helfer, weil er auch das vertritt, was wir vertreten. Davon könnten wir noch mehr gebrauchen. Das wäre schön.

Frau Buck, vielen Dank für das Gespräch!
Das Interview führte Axel Hoff. ▮▮▮